

Wir müssen wissen, wie wir's anders machen sollen

Auf der Suche nach dem zweiten Ich in uns: Antje Rávic Strubel beschließt mit „In den Wäldern des menschlichen Herzens“ eine Romantrilogie, die unser Verständnis von Leben und Liebe permanent in Frage stellt.

Alle Gewissheiten, die man sich mühsam erarbeitet hat“, stellt die Schriftstellerin René, eine von acht Hauptpersonen in Antje Rávic Strubels neuem Roman, fest. „werden außer Kraft gesetzt. Und darum geht's. Um nichts anderes. Darüber werde ich schreiben.“ Es ist wohl nicht unzulässig, in dieser Äußerung einer Romanfigur auch die Motivation von Antje Rávic Strubel selbst zu erkennen. Denn in dem Moment, als René zu diesem Schluss kommt, ist das halbe Buch vorbei, und dass wir darin um alle Gewissheiten gebracht werden, ist längst deutlich geworden.

Dabei fängt es so vertraut an: in einem sommerlichen nordschwedischen Feriencamp, in dem zwei junge Frauen ihre Liebe zueinander entdeckt haben. So war es schon in „Kältere Schichten der Luft“, Strubels geheimnisvollem Roman aus dem Jahr 2007, mit dem die 1974 geborene Schriftstellerin sich in der vordersten Reihe der deutschen Literatur etablierte. Vier Jahre später erschien dann „Sturz der Tage in die Nacht“, ein nicht nur geographisch verwandter, umfangreicherer Roman, der auf einer kleinen schwedischen Vogelschutzinsel in der Ostsee angesiedelt ist und von der Faszination eines Studenten für eine ältere dort arbeitende Ornithologin erzählt. Strubel war nie zu haben für gängige Liebesschemata, sie interessiert sich für Partnerschaften in all ihrer Vielfalt und Unberechenbarkeit – betrifft der Kombination, aber auch des Verlaufs. In ihrem neuen Roman, den sie selbst als Fortführung der beiden vorangegangenen und somit letzten Teil einer Trilogie ansieht, wird diese Neugier auf Vielfalt und Risiken des Begehrens auf die Spitze getrieben.

Er heißt „In den Wäldern des menschlichen Herzens“, und das ist zusammengesetzt aus zwei berühmten anderen Romantiteln: Ernest Hemingways „Über den Fluss und in die Wälder“ und Carson McCullers „Das Herz ist ein einsamer Jäger“. Die beiden amerikanischen Bücher aus der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts standen Pate für die Erzählweise des Strubelschen „Episodenromans“ (so die Gattungsbezeichnung, die die Autorin gewählt hat) insoweit, als bei McCullers und Hemingway die Leben der Protagonisten aus Bruchstücken zusammengesetzt werden, die aber jeweils innere Zusammenhänge aufweisen, die sich erst bei sorgfältiger Lektüre ergeben.

Dieses Verfahren wendet auch Antje Rávic Strubel an. In dreizehn Kapiteln werden die Schicksale ihrer acht Haupt-



Offen für Überraschendes: In Antje Rávic Strubels Roman zieht es die Menschen aus den Städten in die Natur, auch die miteinander liierten Faye und Helen. Aus Los Angeles fahren die Amerikanerin und die Deutsche in die San Bernardino Mountains, doch was sie dort finden, sind laut Faye die „Landschaften ihrer Seele“.

Foto Laif

figuren über ein rundes Jahrzehnt hinweg verfolgt. In gewisser Weise sind es alles Frauen, aber eine war früher ein Mann, und eine andere wird zum Mann werden. Dadurch kommt eine sexuelle Ambiguität in das Buch, das wie in einer Versuchs-anordnung die Modi der sexuellen Möglichkeiten unserer Zeit durchspielt. Es ist aber kein voyeuristischer Roman. Vielmehr muss man „In den Wäldern des menschlichen Herzens“ ein genuin politisches Buch nennen, ohne dass es die Ebene des Privaten jemals verlässt. Aber schlaglichtartig bricht etwa die Gewalt im Geschlechterverhältnis als Thema ein, wenn sich der Vater einer Ärztin, die in einem Krisengebiet humanitäre Hilfe leistet, vorstellt, was seiner Tochter dort widerfahren könnte. Aber auch im liebendsten Verhältnis der Geschlechter (die eben nicht mehr auf die klassischen zwei beschränkt sind) zueinander treten durch die sich immer erneuernden Konstellationen Herausforderungen auf, die Pars pro Toto aufs Ganze weisen. Weil die Liebenden aufs Ganze gehen.

Die ebenso erwünschte wie erzwungene Beweglichkeit moderner Lebensführung wird von Strubel auch mittels wechselnder Handlungsorte deutlich gemacht. Der feste Platz, an den es einen Menschen früher verschlug, ist heute in

unserem Kulturkreis Illusion. Schweden ist im Roman Schauplatz für vier Episoden, und dadurch, dass gleiche erste die aus Strubels Werk so vertraute Szenerie wählt, erweckt das Buch zunächst sehr geschickt den Anschein, einfach fortzusetzen, was wir schon kennen, doch dann wird alles anders, es geht auch je viermal nach Deutschland und in die Vereinigten Staaten. Und einmal nach Finnland, zu einem Extremskilanglauf in den eiskalten Winter. In dieser inhaltlich wie vom Aufbau des Buchs her zentralen Episode ist nicht nur das eingangs erwähnte Zitat von René zu finden, sondern auch ein mit typisch Strubelscher Beschreibungsakkuratesse fixierter Moment, in dem sich drei Personen wechselseitig beobachten, ohne aber jeweils um den Dritten zu wissen. Alle drei sind also Beobachter, bemerken jedoch nicht, dass auch sie selbst beobachtet werden. Die scheinbare Autarkie erweist sich als Irrtum.

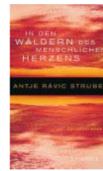
Genauso verhält es sich im Liebesreigen, der in diesem Roman entfaltet wird. Es beginnt mit Katja und René, die den Ort ihres ersten gemeinsamen Urlaubs wieder aufsuchen, um sich dann dort überraschend wieder zu trennen. „Macht Liebe nicht trotzdem Spaß?“, fragt René im Moment der Trennung,

und Katja antwortet: „Nicht so. Nicht, wenn wir nicht einmal wissen, wie wir's anders machen sollen.“ Sie will es wissen und wird in der letzten Episode verwandelt wiederkehren. Dass ihr Name phonetisch nahe am Zauberer Katschej aus Strawinskys Ballett „Der Feuervogel“ ist, das im Buch Erwähnung findet, ist kein Zufall.

Erst durch die schließliche Rundung des Episodenromans zum Reigen erweist sich Strubels Handlung als minutiös konstruiert. Denn die Zäsuren in den Gesprächen, die aufblitzenden Ereignisse, die weniger auserzählt als an erzählt werden, vermitteln einem das Gefühl eines kaleidoskopischen Geschehens. Doch die Veränderungen erfolgen mit Notwendigkeit. Hielt man lange Zeit René für die wichtigste Figur, so bekommt sie zunächst durch die schillernde Amerikanerin Faye, die man aber nur mit den Augen ihrer deutschen Geliebten sieht, Konkurrenz, und ganz zum Schluss wird mit Katt ein weiterer Schriftsteller ins Geschehen eingeführt, der an einem Manuskript mit dem schwedischen Titel „Vad vet du om mig och vad vet jag?“ (Was wissen sie von mir, und was weiß ich?) schreibt, über das gesagt wird: „Im Ganzen ergaben die Szenen eine Geschichte oder mehrere,

untereinander verbundene Geschichten... Sie las. Und während sie las, hoffte sie, einen Text über sich zu lesen, über sich und Katt, weil es in den Geschichten um Liebende ging. Aber sie erkannte nichts wieder.“

Wir aber erkennen etwas wieder, weil Strubel mit Reprisen von Beschreibungselementen und parallelen Textpassagen eine Spur zurück zum Anfang des Romans legt. Und damit einlädt zur Relektüre des ganzen Episodenromans, der eine Fundgrube von Leitmotiven ist, bis hin zu Tania Blixens Figuren aus „Jenseits von Afrika“. Strubels Buch erweist sich als ein großes Sprach- und Kompositionskunststück, in dem Augenblicke festgehalten sind, in denen Lebens- und Liebesfäden neue Richtungen bekommen. Dieser Roman ist wie das Leben selbst: unendlich kompliziert und doch einfach herrlich. ANDREAS PLATTHAUS



Antje Rávic Strubel: „In den Wäldern des menschlichen Herzens“. Episodenroman.

Verlag S. Fischer, Frankfurt am Main 2016. 269 S., geb., 19,99 €.

Aus Laub und Blüten

Am Anfang war die Eule, wenn auch nicht die Eule der Minerva. Eva Häberles Eule entstand, als die renommierte Fotografin, die sonst Porträts und Reportagen gestaltet, auf einem kleinen Bahnhof in Cornwall warten musste und aus Langeweile Laub und Blüten hin und her schob, bis eine Eule mit zwei gelben Augen entstand. Sie geriet so sprechend, dass eine Fotoserie mit solchen aus Pflanzen komponierten Tieren entstand; und daraus dieses Buch, zu dem Thomas Gsella die Gedichte schrieb. Der Titel fragt: „Was macht das Blättertier denn hier.“ Die Antwort muss lauten: Das Blättertier erfreut uns. Es ist etwas Seltenes, nämlich ein Buch für Kinder wie für Erwachsene, ja ein Buch für die ganze Familie.

Wer Kunst liebt, mag sich an die aus Blumen und Früchten komponierten Figuren Arcimboldos erinnern fühlen, wenn hier auch alles im Miniformat erscheint. Wer Häberles aus einer Magnolienblüte zusammengesteckten Flamingo betrachtet, mag an Rilke denken. Gsella leicht gesetzte Reime über den Flamingo sind ihrer Verwandtschaft mit Rilkes Sonett nicht unwürdig: „So viel Schönheit, so viel Leichtes / In den Federn, in den Beinen. / So viel Nahrung, so viel Seichtes / In den Wassern, die sie meinen.“ Ja, Gsella setzt in diesem wie in einigen anderen Gedichten eine politische Pointe, die zeigt, dass er mehr ist als ein Spaßmacher und Stimmenimitator: „So viel Vorsicht ist in ihnen, / Wenn Flamingos sich bewegen. / So als ob sie von den Minen / Wüsten, die die Menschen legen.“

Der Reiz des Buches liegt in der Phantastik seines kleinen Kosmos. Da gibt es eine Ratte aus Borke, einen Pudel aus Pustebäumen, einen Elefanten aus Wirsingblättern, ein Walross aus Fels und Muscheln oder den grünen Frosch, der helle Johannisbeeren leuchtet. Die Gebilde sind so reizend und amüsant, dass sie für sich stehen und sprechen könnten. Keine einfache Aufgabe also für den Dichter! Umso mehr ist Thomas Gsella zu rühmen, der sich achtbar aus der Affäre zieht. Er bedichtet Häberles Blättertiere nicht einfach, sondern liefert Paraphrasen, Interpretationen, weiterführende Einfälle. Der Leser mag die Probe machen und die Gedichte einmal für sich, ohne Blick auf die Fotos lesen. Gsella transferiert das Eichhörnchen zum Hörnchen und verleiht dem denkswachen Nashorn Skrupel vor einem Scheideweg: „Wie soll es sich für einen Weg entscheiden, / Wenn zwar der linke durchaus möglich wär, / Doch ebenfalls der rechterer der beiden?“ Mehr noch: Das aus Steinen gefügte Krokodil sieht er von ganz oben, als Relikt einer erstorbenen wasserlosen Erdlandschaft: „Als größtes Rätsel endete der Nil. – / Dann sah man es. Auf Satellitenbildern: / Ein durstiges monströses Krokodil.“ Das ist eine groteske Apokalypse à la Gottfried Benn.

Manchmal befreit Gsella sich vollends vom vorgegebenen Sujet. Wenn das Lama partout nicht mit den großen Fragen in Verbindung zu bringen ist, kommt der Dichter zum radikalen Schluss: „Was ist das Glück? Leid: ist es mich? / Hat Schlechtes so – sein Gutes?“ / Mit derlei Fragen quält es sich. / Nein? Tut es nicht? Doch tut es.“ So behauptet der Dichter seine dichterische Freiheit. Und der Leser, der Betrachter? Er hat in dem Blättertier-Buch zweier Künstler eine schöne Synthese, aber auch zwei verschiedene Bücher. Beide gleich reizend. H.H.

Eva Häberle und Thomas Gsella: „Was macht das Blättertier denn hier“. Bilder und Gedichte. Kneesebeck Verlag, München 2016. 112 S., geb., 14,95 €.

Schattenseiten eines Lichtspezialisten

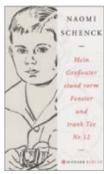
Schweigen ist auch ein Verbrechen: Naomi Schenck rekonstruiert in „Mein Großvater stand vorm Fenster und trank Tee Nr. 12“ eine Biographie

Dieses Buch ist keine Biographie, keine Familienchronik, keine Fallgeschichte über deutsche Ambivalenz, kein Roman. Und doch ist es all das zugleich. Naomi Schenck ist Szenenbildnerin, sie sucht und gestaltet Drehorte für Film und Fernsehen. Einige bemerkenswerte Lebensräume aus aller Welt hat sie im Reisetagebuch dieser Zeitung immer wieder unter dem Titel „Kann ich mal Ihre Wohnung sehen?“ als Miniaturviten nebst Fotografie vorgestellt. Das dort bewiesene Interesse für individuelle Geschichten, das Gespür für private Atmosphären, die Aufmerksamkeit für bloß Angedeutetes zeichnet jetzt auch das Buch über ihren Großvater aus. Doch die gegenüber Fremden gewährte Reportagedistanz wird nun zur Herausforderung. Denn der Darzustellende ist ein nahestehendes und noch dazu problematisches Individuum und würde sich dadurch – nach literarischen Maßstäben der klassischen Moderne – sogar als Romanheld eignen.

Als Günther Otto Schenck (1913 bis 2003) in Mülheim an der Ruhr verstarb, hinterließ er statt eines großen Vermögens einen letzten Auftrag an seine Enkeltochter. Sie sollte seine Biographie verfassen. Dieses Vermächtnis ist mit vorliegendem Buch erfüllt, vielleicht aber anders als erwartet. Denn Naomi Schenck erzählt nicht nur das Leben eines einflussreichen Professors der Organischen Chemie. Vielmehr schreibt sie über das Schreiben selbst – über ihre Neugierde, ihre Recherchen in Archiven und an Lebensstationen, ihre aufwendigen Befragungen von Angehörigen, Freunden, Weggefährten. Und auch über innere Widerstände und zahllose Schwierigkeiten, einem so komplexen



Als Szenenbildnerin sucht und gestaltet Naomi Schenck Drehorte für Film und Fernsehen: Jetzt hat sie sich in ihrem Buch einem autobiographischen Lebensraum zugewandt. Foto Peter-Andreas Hassiepen



Naomi Schenck: „Mein Großvater stand vorm Fenster und trank Tee Nr. 12“.

Hanser Berlin Verlag, Berlin 2016. 335 S., geb., 22,90 €.

Gegenstand wie einem ganzen Leben zwischen zwei Buchdeckeln gerecht werden zu können. Dazu gehören nämlich nicht nur Licht-, sondern eben auch Schattenseiten.

Licht ist zunächst das große Thema dieses Wissenschaftlers. Schenck, der aus Lörrach stammte, in Halle promovierte und sich habilitierte und 1950 als Extraordinarius nach Göttingen ging, war ein Pionier der Photochemie. So entwickelte er etwa Lichtsyntheseverfahren für ein Kontaktinsektizid und ein Medikament gegen Spulwürmer, das er nach dem Krieg in seinem privaten Heidelberger Gartenlabor kommerziell herstellte. Später war er Gründungsdirektor des Max-Planck-Instituts für Strahlenchemie in Mülheim und entwickelte beispielsweise wirksame Verfahren zur Trinkwasseraufbereitung durch ionisierte Strahlen statt durch herkömmliche Desinfektionsmittel wie Chlor. Die „Neue deutsche Biographie“ stellt solche und andere Meriten zusammen, spart aber aus, was Wikipedia behauptet und der Enkeltochter ein verstörendes Rätsel aufgibt: Schenck trat 1933 der SA bei und wurde 1937 Mitglied der NSDAP.

Diese Schattenseite bildet das Hauptthema des Buches und lässt sich in einem einzigen Wort zusammenfassen: Warum? Eineserits war eine Promotion 1939 und eine Habilitation 1943 sowie eine Befreiung vom Kampfeinsatz mit der Begründung „uk“ – für unabhkömmlich, etwa in der Wissenschaft – ohne Arrangement mit dem System kaum denkbar. Musste man dafür aber andererseits unbedingt in die SA eintreten, wobei der übermütig frühe Zeitpunkt eher entlastend wirkt? Und lässt jede viel-

leicht nur forschungstaktische Anpassung auf eine politische Gesinnung schließen? Das sind ungeheuer quälende Fragen für eine Familie, die sich stets in deutlicher Distanz zum Nationalsozialismus verstand und auf eine protestantisch-akademische Bildungsgeschichte bis in die Reformationszeit zurückblicken kann.

Naomi Schenck stellt sich ihrem schwierigen Auftrag mit Bravour. Es scheint fast so, als hätte der Großvater mit seinem Vermächtnis keine Erfolgsgeschichte erwartet, sondern sehr bewusst die Notwendigkeit einer Aufarbeitung, einer Bereinigung, einer Klärung erkannt. Schenck zieht mit ihren Recherchen immer weitere Kreise, vor allem dringt sie auf umfassende Auskünfte des eigenen Vaters, befragt dann immer mehr Verwandte, Freunde der Familie, ehemalige Kollege und Mitarbeiter ihres Großvaters. Oft ist das irritierend und widerspricht natürlichen und erworbenen Hemmungen. Der verständliche Instinkt, den als Kind verehrt und geliebten Mann zu schützen, gerät so in eine produktive Spannung zur Rolle der unbestechlichen Ermittlerin, die vielleicht unangenehme Wahrheiten aufzudecken hat. Möglichst unvoreingenommen versucht sie den Chemiker und Biologen des Lichts aus der Dunkelheit der Geschichte zu befreien. Und sie reflektiert überall kritisch die lauernden Gefahren der Verzeichnung, der Beschönigung.

Nicht der Fall Schenck macht dieses Buch groß, denn es ist überhaupt kein heikler oder anstößiger Enthüllungsfall. Viel wichtiger ist die exemplarische Geschichte einer deutschen Familie, die

der Bildungselite angehörte, nach dem Krieg aber – wie zahllose andere – keinen Drang zu rückhaltloser Selbstauflösung verspürte. Naomi Schenck schlägt mit ihrer literarischen Reportage nun diesen ziemlich unbequemen Weg ein und zeigt damit, dass Deutschland auch drei Generationen nach dem Nationalsozialismus noch keine Normalität auf diesem Gebiet erreicht hat. Erhellend in diesem Zusammenhang ist eine von Schencks Kolonnen, die, in dieser Zeitung gedruckt, nun aufs Neue in ihrem Buch erscheint. Sie handelt von einem Deutschamerikaner, der in einem Film zufällig Hannah Arendts Wort vom notwendigen, inneren moralischen Kompass aufschnappt. Er erzählt, wie sehr ihn das Wegschauen bei Machtmissbrauch schmerzt und erklärt: „Statt stillzuhalten, mache ich lieber Krach.“

Das sollte die junge Frau, die seine Wohnung für ein journalistisches Blitzlicht sehen möchte, doch mal für ihr Großvaterprojekt bedenken, denn „Schweigen ist das größte Verbrechen“. Noch an einer zweiten Stelle wird diese Pflicht zum Fragen und letztlich auch zur Anklage formuliert. Ausgerechnet von einem Anwalt, den Naomi Schenck als Sohn des mehrfach verurteilten Nationalsozialisten Werner Best interviewt. Er spricht von einer „Zweitschuld der Nachkommen“, die unbillig, aber notwendige Fragen stellen. Diesen Komplex, jenseits aller juristischen Kategorien, wirft Naomi Schenck mit ihrem Buch erneut auf. Ein halbes Jahrhundert nach der Achtundsechziger-Bewegung trifft das die Gesellschaft einigermaßen unerwartet, aber mit unverminderter Wucht.

ALEXANDER KOŠENINA

Da brennt ein Haus auf dem Deich

Es ist eine Geschichte, wie geschaffen, um an ihr moralische Fragen zu diskutieren: Das Meer friert an der Küste zu, die Bevölkerung der Hafenstadt Husum feiert auf dem Eis ein rauschendes Fest, und nur eine alte gelähmte Frau bleibt in ihrem Haus auf dem Deich. Da sieht sie aus der Ferne eine kleine Wolke herankommen, ahnt den folgenden Sturm und versucht erfolglos, ihre Mitbürger schreiend und winkend zu warnen. Schließlich zündet sie ihr eigenes Haus an, die Nachbarn eilen zurück und sind vor dem Eisbruch gerettet.

So, als Erzählkeim, steht es erstmals in Karl Müllenhoffs Sammlung norddeutscher Märchen und Sagen, die 1845 erschien. Dass diese Fassung aber erst der Auftakt ist, zeigt eine von Frank Trende just herausgegebene Anthologie. Sie versammelt Texte, Gedichte und – als prächtiges Beispiel für die jeweils aktuelle Medienform eines solchen Stoffs – auch einen aufgelösten „Neuruppiner Bilderbogen“, der die Geschichte wiederum erzählt. Unter den Autoren sind etwa August Kopisch, der Autor der „Heinzelmännchen von Köln“ und des „Nöck“, der Märchendichter Hans Christian Andersen, der beliebte Granderzeidichter Heinrich Seidel und der völkisch bewegte Gustav Frenssen, Letzterer mit einer recht zähen Geschichte, die in den Preis des „demütig Stolzen“ mündet. Insgesamt aber zeigt sich hier in nuce, wie eine Geschichte auf zahlreichen Stufen immer weiter ausgeschmückt und psychologisch vertieft wird. Und schließlich tritt an die Seite des Lobes auf die Greisin die bange Frage, ob der Brand, den sie legte, nicht leicht die ganze Stadt hätte erfassen können. spre

„Sie rettete die ganze Stadt!“ Literarische Verwandlungen einer Nordsee-Sage. Herausgegeben von Frank Trende. Boyens Verlag, Heide 2016. 240 S., br., 16,95 €.